Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Für die Montag-Morgen-Ausgabe: Sonnabend Mittag.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 605. Donnerstag den 12. December 1895. 89. Jahrgang.

Englische Frechheiten.

-φ. Leider ist wieder eine dreiste Verunglimpfung des **deutschen Kaisers** durch englische „Politiker" zu verzeichnen. Bekanntlich hat der durch Gladstone gegründete, zumeist aus Liberalen bestehende englische Armenierverein folgenden Beschluß gefaßt: „Der Rath erachtet die jüngste Rede des deutschen Kaisers als eine directe Ermunterung des Sultans, sein Zerstörungswerk in Anatolien fortzusetzen. Er fordert die Regierungen Europas auf, sich von den vom Kaiser ausgedrückten Anschauungen fernzuhalten", und in einer Zuschrift an den Vorsitzenden der armenischen patriotischen Vereinigung in London sagt Gladstone: „Ich werde mich freuen, wenn Ihre beabsichtigte Kundgebung helfen sollte, die Regierung zu versichern, daß sie die warme Unterstützung der Nation erwarten darf in dem Verlangen und Erzwingen von Gerechtigkeit für Armenien. Der Fall wird ernster als vorher durch die dem deutschen Kaiser zugeschriebene erstaunliche Sprache, eine Zuschreibung, in der, wie ich hoffe, kein wahres Wort ist." „Daily News" glaubt (mit Recht), Gladstone meine den Schlußsatz in der Thronrede, beginnend: „die Einmüthigkeit", der nicht frei von Zweideutigkeit sei. Gladstone scheine den Satz so zu deuten, als erkläre er die Absicht, den Sultan zu halten, gleichviel ob er im Recht oder Unrecht sei. Der angefochtene Satz in der verlesenen Thronrede des deutschen Kaisers lautet, wie erinnerlich:

„Den bekanntlich werthen Vorgängen im türkischen Reiche und der dadurch geschaffenen Situation ist unsere ernste Aufmerksamkeit zugewandt. Getreu seinen Bündnissen und den bewährten Grundzügen deutscher Politik ist das Reich allezeit bereit, mit den durch ihre Interessen in erster Reihe berufenen Mächten zusammen zu wirken, um der Sache des Friedens zu dienen. Die Einmüthigkeit des Entschlusses aller Mächte, die bestehenden Verträge zu achten und die Regierung Sr. Majestät des Sultans bei Herstellung geordneter Zustände zu unterstützen, begründet die Hoffnung, daß den vereinten Anstrengungen der Erfolg nicht fehlen werde."

Es genügte also, daß in einer deutschen Thronrede von einer durch die europäischen Mächte geplanten „Unterstützung des Sultans zur Herstellung geordneter Zustände" die Rede war, um den „Anglo-armenischen Verein" zu einem Beschlusse zu veranlassen, in welchem die „Rede des deutschen Kaisers" für „eine directe Ermunterung des Sultans, sein Zerstörungswerk in Anatolien fortzusetzen", erklärt und zugleich eine „Aufforderung" an die Regierungen gerichtet wird, „sich von den Anschauungen des deutschen Kaisers fern zu halten". Die ganze Mache ist ja so fabelhaft dumm, denn, wie nachgerade selbst dem beschränktesten Verstande klar geworden sein muß, sind die Mächte eben zu dem ausgesprochenen Zwecke zusammengetreten, einmal dafür zu sorgen, daß ihren im osmanischen Reiche lebenden Unterthanen keine Vergewaltigung wiederfährt, sodann um mitzuhelfen, daß in der Türkei wieder geordnete Zustände hergestellt werden, damit die Integrität des osmanischen Reiches nicht in Frage gestellt und der Zankapfel damit unter die intervenirenden Mächte Europas selbst geworfen werde. Etwas Anderes vermag kein Mensch aus den Aeußerungen des Kaisers herauszulesen, aber englische Unverfrorenheit und Dreistigkeit ist nie verlegen um einen Anlaß zu möglichst rüpelhaftem Ausdruck des Aergers über fehlgeschlagene Speculationen britischer Selbstsucht. Da muß ein Sündenbock her, der Schuld an dem schlechten Ausgang des Geschäfts ist. Dieser Sündenbock ist, wie man weiß, in der Regel Deutschland, und es muß jetzt gerade wieder herhalten, weil es England nicht den Gefallen gethan hat, ihm mit vollen Backen in den armenischen Brand hineinblasen zu helfen, weil es im Gegentheil während des ganzen Verlaufs der orientalischen Krise als mindestbetheiligte Großmacht eine vernünftig zurückhaltende Stellung bewahrt hat. Durch die Sprache, welche Gladstone und sein Armenierverein führen, wird bestätigt, was man schon lange wußte, daß der englische Liberalismus mit der Politik des gegenwärtigen Torycabinets nicht einverstanden ist, sondern auf sein Programm die Austheilung der Türkei geschrieben hat, bei welcher der dumme deutsche Michel ihm unbezahlte Handlangerdienste leisten soll. Dafür ist allerdings der deutsche Kaiser, der gerade England gegenüber die Haltung der deutschen Politik trotz aller großmütterlicher Einflüsse in erfreulicher Weise selbst bestimmt, nicht zu haben. Hinc ira! Von gleichem Geist ist der Armenierverein und sein intriganter, geschwätziger Wortführer gegen Oesterreich erfüllt, denn dessen kluger Außenminister Goluchowski war es ja, welcher England ein gesondertes Vorgehen gegen die Pforte dadurch unmöglich machte, daß er das „Concert der Großmächte" am goldenen Horn zusammenbrachte. In einem Rundschreiben des genannten Vereins heißt es nämlich:

„Es ist jetzt aller Welt klar geworden, daß das „Europäische Concert", soweit es die Mitwirkung Deutschlands und Oesterreichs betrifft, ein unehrenhaftes Bündniß ist, welches dem Namen nach den Frieden der Christenheit wahren will, in Wirklichkeit aber ein verbrecherisches Complot darstellt, um Geld und Blut der in der Türkei wohnenden Armenier zu opfern, nur um den selbstsüchtigen Interessen Berliner, Wiener und Konstantinopeler Finanziers zu dienen. In ihrer ewigen Schande schützen die Regierungen Deutschlands und Oesterreichs den Sultan, anstatt seine Opfer vor drohender Ermordung zu bewahren. Zur Zeit besteht die Hauptgefahr darin, daß Lord Salisbury durch gewissenlose Emissäre der germanischen Geldliga gewonnen wird und der britische Einfluß sich gegen bürgerliche und religiöse Freiheit geltend macht. Gewaltthat, Folterung und Vergießen unschuldigen Blutes spielen augenscheinlich keine Rolle in den Augen dieser Schamlosen, die bisher von der traditionellen Politik Englands unterstützt wurden, welch' letztere allein für die Gemetzel der letzten zwei Jahre verantwortlich ist. In Downing Street hat man Jahre lang um die Leiden der Armenier in Anatolien und die Mißwirthschaft und die Bedrückung in den asiatischen Vilajets gewußt. Dennoch hat das britische Auswärtige Amt den Sultan und seine Agenten vor öffentlicher Verdammung geschirmt. Selbst jetzt scheint Lord Salisbury nicht geneigt, energische Maßregeln zu ergreifen. Er sieht es vor, die Beleidigungen der Palastgünstlinge schweigend hinzunehmen, welche es zuwege brachten, daß Hassan Tahsin Pascha und Bakri Pascha decorirt und befördert wurden, während der britische Botschafter ihre Entlassung verlangte."

Aus diesem gemeinen Pamphlet geht übrigens — und deshalb haben wir diesen Passus in extenso mitgetheilt — auch aufs Deutlichste hervor, daß die neu inscenirte Türkenhetze zu einem Schlag gegen das conservative Cabinet benutzt wird. Dem Liberalismus Englands juckt es in den Fingern, die Zügel der Regierung wieder zu ergreifen. Um auch diesen Zweck zu erreichen, scheut man vor frivoler Beleidigung Deutschlands und seines Kaisers nicht zurück. Wir regen uns über derartige Perfidien schon nicht mehr auf, wir sind sie ja gewohnt, von den englischen Liberalen wie von den Conservativen, je nach dem, aber wir vergessen sie nicht!

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 12. December.

Der dritte Tag der Etatsdebatte im **Reichstage** hat den Scandal, der in den ersten beiden Tagen dem Hause und dem Reiche erspart geblieben war, gebracht, denn der Abg. Bebel sprach zwei volle Stunden lang. Sein Auftreten war das gewohnte: im höchsten Maße herausfordernd in der Beurtheilung des Bestehenden, zurückweichend an dem Puncte, wo die Frage nach dem letzten Ziel einer die Leidenschaften auf das Tiefste aufwühlenden Agitation nicht zu umgehen ist. Man hat es nachgerade oft genug gehört und hat es niemals in Zweifel gezogen, daß die der Ungleichheit des Besitzes ein behagliches Dasein verdankenden Führer der Socialdemokratie nicht daran denken, gewaltsam den Zustand zu zerstören, der ihnen die Fortdauer dieser offensichtlich nach Gebühr gewürdigten Behaglichkeit gewährleistet. Hierin eben liegt das Ungeheuere der Frivolität, die gestern wieder Herr Bebel an den Tag legte und die in maßlos gehässiger Sprache einen zur gewaltsamen Vernichtung jenes Zustandes drängenden Haß erzeugt und sich der Hoffnung getröstet, die Wirkung der Hetze werde nicht eher eintreten, als bis das persönliche Interesse der Hetzer an der bestehenden Ordnung sein natürliches Ende gefunden hat. Die Thorheit, die aufreizende und unwahrhaftige Schilderung der bestehenden Zustände und die nicht minder aufreizende, von Lüge zu Lüge eilende Darstellung der neuesten deutschen Entwickelung, die Bebel gestern gab, für harmlos zu halten, wird diesem Demagogen Niemand zutrauen, und er selbst wird es als eine unberechtigte Geringschätzung seiner intellectuellen Eigenschaften auffassen, wollte man ihm Glauben schenken, wenn er seine und seiner Genossen Ungefährlichkeit versichert. Für das socialdemokratische Treiben giebt es also nur die eine Erklärung: Die Herren denken mit den entarteten Aristokraten der französischen Monarchie: nach uns die Sündfluth. Es wird die Aufgabe des Staates sein, die zweite Generation der socialdemokratischen Führer vor den Folgen der Sünden der Väter zu schützen. Von den Einzelheiten der Rede Bebel's mögen die wiederholten, mehr von Zügellosigkeit als von Tapferkeit zeugenden Versuche, unter dem Schutze der Immunität Majestätsbeleidigungen zu verüben, sowie eine Verleumdung des Reichsgerichtsraths Stenglein, die der Abg. Enneccerus in einer Rede, die wir an anderer Stelle ausführlich mittheilen, sogleich als Verleumdung nachwies, hervorgehoben sein. — Die Erwartungen des Seniorenconvents des Reichstags, eine größere Anzahl von Gesetzentwürfen noch vor Weihnachten in erster Berathung erledigen zu können, hat durch den bisherigen Gang der Etatsdebatte schon einigermaßen an Berechtigung verloren. Es sind noch nicht alle Parteien zu Worte gekommen und der Redner der Antisemiten soll das zweistündige Beispiel der Herren Richter und Bebel zu befolgen gedenken; außerdem dürfte eine zweite Reihe von Fractionsrednern in die Verhandlungen eintreten. Auch Herr v. Bennigsen, der die verflossenen Tage der Woche durch die im preußischen Landwirthschaftsministerium stattfindenden Verhandlungen der Centralmoorcommission in Anspruch genommen war, wird voraussichtlich heute das Wort ergreifen.

Der Rücktritt des Herrn **v. Köller** hat eine Preßtreiberei veranlaßt, in der zwar die Partei des ausgeschiedenen Ministers genommen wird, an der er selbst aber sicherlich den geringsten Antheil hat. Extrem agrarische und antisemitische Blätter erdichten sich sensationelle Zusammenhänge, theils um sich in der Geschichte von dem einem angeblichen Regierungsmanchesterthum angeblich zum Opfer gefallenen Manne ein Agitationsmittel zu schaffen, theils um überhaupt „Weltgeschichte" zu machen. Die conservative Parteipresse hält sich den Manövern ängstlich fern, und es wäre überflüssig, auf diese zu sprechen zu kommen, wenn nicht durch die gestrigen, nach einer andern Seite gerichteten Erklärungen des „Reichsanzeigers" die Vorgänge oder Zustände, die zum Rücktritt des Herrn v. Köller geführt haben, auf die Tagesordnung der öffentlichen Erörterungen gesetzt worden wären. Aus diesem Grunde verlohnt es sich, festzustellen, daß die „Deutsche Tageszeitung" und die „Staatsbürgerzeitung", die sich den Anschein geben, den Hergang zu kennen, „als ob sie dabei gewesen wären", beide offenbar gar nichts wissen, da sie einander im Wesentlichen widersprechen. So erzählt die „Staatsbürgerzeitung":

„Es wurden unter officiösem Anstrich über die (auf die Angelegenheit der Militärstrafproceßordnung bezügliche) Berathung im Staatsministerium Mittheilungen in die Oeffentlichkeit gebracht und es wurde dem Kriegsminister zugetragen, Herr v. Köller habe diese Mittheilungen selbst in die Presse gebracht. Das war kurz vor der Letzlinger Jagd. Herr v. Köller hörte davon im Jagdschlosse zu Letzlingen und gab seiner Entrüstung darüber in einem Gespräch mit Herrn v. Plessen und anderen Generalen unumwundenen Ausdruck. Die Verdächtigungen gegen ihn fanden auch ihren Eingang in die officiöse Presse, und Herr v. Köller, von Letzlingen zurückgekehrt, verlangte vom Reichskanzler eine eingehende Untersuchung zur Ermittelung des Urhebers dieser Indiscretionen. Nach einigen Tagen wurde ihm mitgetheilt, der Reichskanzler wisse bereits, wer die Mittheilung in die Presse gebracht habe, er, Herr v. Köller, sei daran unbetheiligt, und damit sei die Sache wohl erledigt."

Die „Deutsche Tageszeitung" hingegen schreibt:

„Inzwischen ist ja auch festgestellt worden und, wie wir vermuthen, dem Reichskanzler bekannt, daß die Mittheilungen in den „Münch. Neuesten Nachr." von ganz anderer Seite, aus ganz anderer Umgebung stammen. Ohne daß Herr von Köller irgend etwas ahnte oder verständigt worden war, erschien dann der Ministerpräsident bei ihm, um ihm im Auftrage der übrigen Staatsminister mitzutheilen, man sei zwar überzeugt, daß Herr von Köller jenen Veröffentlichungen fernstehe, aber man nehme es ihm übel, daß er bei der Hofjagd in Letzlingen am 15. November (10 Tage nach dem Erscheinen jener Veröffentlichungen!) mit Herren der Umgebung des Kaisers über die Angelegenheit gesprochen habe. Der Umstand, daß er sich dabei in Abwehr ungerechtfertigter Angriffe befunden habe, könne ihn nicht entschuldigen, das Staatsministerium habe kein Vertrauen mehr zu ihm und so sei die Vorbedingung für ein gedeihliches Zusammenwirken genommen."

Man sieht: hier wird das gerade Gegentheil von dem behauptet, was dort als Thatsache hingestellt wird. Nicht Herr v. Köller ist beim Reichskanzler gewesen, sondern der Reichskanzler bei Herrn v. Köller, und dieser hat keine Untersuchung verlangt, sondern der Reichskanzler hat ihm das Ergebniß einer Untersuchung und seine Auffassung davon mitgetheilt. Was nun die vom „Reichsanzeiger" dementirte „Saale-Ztg." anlangt, so ist sie in Bezug auf politische Informationen das unzuverlässigste Blatt, das wir kennen, und wir hatten nicht bezweifelt, daß die von ihm erzählte Unterredung mit Herrn v. Köller gar nicht stattgefunden habe, bis wir sahen, daß der „Reichsanzeiger" es der Mühe werth fand, den Bericht über den Inhalt der Unterredung Lügen zu strafen. Das Interview gehört also vielleicht doch nicht ganz dem Reiche der Erfindung an und Herr v. Köller hat das Wort.

Den **französischen** Schmutzfinken ist es, wie man voraus wußte, nicht gelungen, den Präsidenten der Republik mit Koth zu bewerfen und seinen Rücktritt cum infamia zu erzwingen. Der Ehrenmann auf dem Präsidentenstuhl ist ihnen durch die Publicirung des „Familiengeheimnisses", das die Hetzer preiszugeben drohten, geschickt zuvorgekommen und zweifellos hat, wie wir prognosticirten, die offene Darlegung aller Umstände, unter denen der Präsident vor dreißig Jahren das seiner Braut gegebene Wort einlöste, die Sympathien, die ihm unverkennbar entgegengebracht werden, noch erhöht. Jetzt will es natürlich erst recht Niemand gewesen sein, und es ist erheiternd, wie selbst der brave Bonapartist Cuneo d'Ornano, der das „Complot" in seinem Blatte, „Petit Caporal", zuerst an die große Glocke gehängt und vorausgesagt hatte, daß Faure unfehlbar zum Rücktritt gezwungen sein werde, nun mit der Miene gekränkter Unschuld erklärt, er habe ja nichts Anderes gethan, als die von einem Provinzblatt veröffentlichten Gerüchte abgedruckt. Die Socialisten bleiben natürlich dabei, daß die eigentlichen Rädelsführer die opportunistischen Checkempfänger seien, die Himmel und

Feuilleton.

Der Geiger.

2] Original-Roman von Emmy Rossi. Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

So vergingen weitere fünf Jahre — jeder ihrer Collegen verzog das reizende Kind, sie hatte es gut, aber ihr zärtliches Herz sehnte sich nach anderer Liebe, als diejenige, die ihr ward. Sie kamen, sie gingen, die mit ihr freundlich waren, nichts blieb! Denn ihre Pflege-Eltern vermochte sie nicht zu lieben. Der Alte ein Trunkenbold, die Frau eine Kantippe, obgleich sich ihr böses Temperament nie gegen Lila wandte — Der eigenartige Zauber, der von dem schönen Kinde ausging, bändigte selbst diese böse Natur.

Die Eltern ihrer Mutter starben um diese Zeit — ein Bruder, der nie seine einst heißgeliebte schöne Schwester vergessen hatte, aber nicht selbstständig genug gewesen, um den Starrsinn der zürnenden Eltern zu brechen, suchte nun seine Nichte auf. Er lebte in Berlin als Angestellter im Hause des Commerzienrathes Hermes; schon damals genoß dieser den Ruf eines allerersten Kunstkenners, und sein Haus wurde der Sammelplatz alles künstlerischen Elitewesens der zu jener Zeit noch im Werden und Wachsen ringenden Residenz.

Herr Schäubora nahm einen kurzen Urlaub und reiste in Familien-Angelegenheiten nach der Provinz Hannover, wohin die letzte Geldsendung seiner Eltern wies. — O, wie lebhaft dies erste Begegnen mit dem guten, lieben Oheim heute noch vor ihrem geistigen Blicken stand! — —

Es war einer jener leuchtenden Herbsttage, die in sich die ganze Reife des Sommers und den ahnungsvollen Duft der ersten Maiblüthen schließen — die Luft so krystallklar und rein, der Himmel tiefblau, kein Windeshauch bewegte die Seide. Ueber den Stacketen nickten die riesigen Sonnenblumen, bunte Georginen streckten ihre runden Köpfe hervor, das feine Gestränch der Spargelbeete sah wie ein Filigran-Wald über den vielfarbigen Chor der Astern hinweg. Lila hatte sich auf die Stufen der Hausthür gesetzt, ein Märchenbuch im Schoß, Andersen war ihr Märchen-Liebling, sie war ein träumerisches Kind und lebte mehr in Vorstellungen und Nachempfinden als in der Wirklichkeit — ein Zug, der durch ihren Beruf folgenschwer unterstützt wurde. Von ihrer Vergangenheit wußte sie nur, daß ihre lieben Eltern so jung gestorben, von ihren Verwandten nichts, — in jenem frühen Alter vegetiren ja die meisten Kinder ihr reines Blumenleben, nur das Elend zeitigt den Verstand. — Lila war das Ebenbild ihrer weißen Blumenschwester, der Lilie, die Gott kleidet in ihrer Pracht.

Das Schützenhaus, in dessen Theatersaal sie mimten, war am Tage sparsam von Gästen besucht, da es eine Viertelstunde vor der Stadt lag und die Kleinstädter selten vor Abend Zeit zum Spaziergange erübrigen. Nur der Omnibus, der von der nächsten kleinen Stadt, die schon Eisenbahnverbindung hatte, den Fremdenverkehr beförderte, fuhr zwei Mal täglich vorüber, nur Briefträger, Landleute und Handwerksburschen waren die Passanten bei Sonnenlicht.

Heute Mittag hielt der Omnibus — ein feingekleideter Herr mit großen dunkeln Augen entstieg dem Wagen und folgte dem Winke des Kutschers, der mit seinem Peitschenstiel auf das Wirthshaus im Garten wies. Der Herr sah das Kind und wußte sofort, wer sie war, während sie ihn mit fremden Blicken ansah, als er, unfähig zu sprechen, vor ihr stehen blieb. Endlich verschluckte er die umgewandten Thränen und nannte ihren Namen, — da er aber ihren Rufnamen nicht kannte, fragte er: „Ottilia?"

Sie schüttelte verwundert den Kopf. Dann fiel ihr ein, daß ein junger College, der ihr ja den Andersen geschenkt, hineingeschrieben hatte: „Meiner süßen Collegin Ottilia dewidmet"; so fügte sie der Verneinung schnell hinzu: „Oder doch wohl, man nennt mich aber Lila!" — — —

. . . „Dann steht's vor Dir mit Göttermienen
Und lacht und lacht —"

Nun stand das Glück vor ihr, aber es hatte nur ein gütiges Menschenantlitz, und das Weinen war ihm näher als das Lachen.

„Also Lila — Du bist Lila — Du heißt wie Deine Mutter!"

„Haben Sie meine Mutter denn gekannt?" Sie erhob sich von den Steinstufen und sah mit den ausdrucksvollen Augen bewegt zu ihm empor — er faßte ihre Hand, und sie fühlte, daß diese Hand zitterte.

„Ja, Lila — ich kannte sie schon, als sie noch kleiner war als Du — ich habe sie sehr geliebt, immer, immer" — der reife Mann weinte nun wirklich — „Du bist ihr Ebenbild, mein Herz, — Lila, ich bin der Bruder Deiner Mutter."

War das das Glück? Damals glaubte sie es — ihr junges, vereinsamtes Herz hatte nun einen Halt, sie umschlang den Oheim und küßte ihm die Zähren von den Wangen. Es war Alles wie ein Traum, wie ein Märchen, Liebe, Güte, Geschenke, ein freundlicher Beschützer. Schon nach wenigen Tagen nahm er sie mit sich; ihr Scheiden wurde nicht durch Kummer belastet, sie ging gern. Damals war sie über nichts erstaunt; hätte ihr Onkel gesagt, er wäre der Kaiser von China, so würde das sie ebenso wenig überrascht haben, als die Verwandtschaft überhaupt. Kinder, die viele Märchen lesen, sind so wie so sehr intim mit Prinzen und Kaisern, Königinnen und Königen — gewissermaßen familiär vertraut im Gedanken. Umgang — erst das prosaische Leben mit seinem abgestuften Kastengeist lehrt allmählich, wie weit es von der Poesie zur Wahrheit ist, — und nicht nur bei Märchen — Erinnerungen! — Die erste Enttäuschung erlebte die kleine Lila denn auch, als der Märchen-Onkel sie in eine einfache kleine Wohnung führte, — der Zauber schwand —, wohl heimelte die Sauberkeit, die rhythmische Ordnung des kleinen Haushalts sie an, da sie doch nur an die Dürftigkeit der Wirthshäuser und die Unordnung der Garderoben gewöhnt gewesen; sie blieb auch gern bei der sanften kleinen Pastorenwittwe, der dies bescheidene Heim gehörte, aber eine unbestimmte Sehnsucht blieb; später, als sie größer geworden, glaubte sie, es sei wohl das Verlangen nach Elternliebe — vielleicht aber — so glaubte sie jetzt als ältere Frau — war ihr diese Sehnsucht von den idealen Eltern vererbt, die Sehnsucht nach „Genieland", der Alle verfallen, die zu den Kunstbegnadeten gehören.

Und diese Kunstseele besaß sie — die Musikfee hatte ihr Gold in die Kehle gelegt, Frau Musika stand bei ihr als Taufpathin. Der Oheim wandte Alles daran, ihre große Begabung auszubilden, sie erlernte Violine und versuchte ihre schon im frühesten Alter auffallend schöne Stimme zu bilden.

Jahre stillen Lernens vergingen — ihr Oheim betet sie an, auch sie erwiderte dessen große Liebe — aber es war doch nur das Aufhören des Unglücks gewesen, als er damals vor ihr stand, noch nicht das Glück selbst.

Sechzehn Jahre zählte sie, als der Director des Conservatoriums sie in einem öffentlichen Concert auftreten ließ. Die Welt war noch nicht, wie jetzt, mit Wunderkindern überfüllt, man feierte die tüchtige Leistung eines blüthenjungen Mädchens deshalb mit einer Ueberschwenglichkeit, die man heute kaum bei einem Genie aufwendet. Als Geigerin, als Sängerin brachte man ihr Beifallsstürme dar — glückselig nahm sie Alles als wohlverdient hin — ohne zu vermuthen, daß ihre blendende Schönheit die Menschen bestach und sie zu Bewunderern machte, auch ohne daß sie eine andere Gegenleistung als ihre entzückende Erscheinung an sich geboten haben würde.

Damals war sie wirklich glücklich — man lud sie in vornehme Salons — ihr Oheim lehnte ab, sie sollte nicht zu früh geschäftsmäßig eine Kunst betreiben, der sie körperlich sowohl als künstlerisch nicht gewachsen war; so blieb ihr erstes Debüt das einzige. Lila war am Kunsthimmel wie ein Meteor aufgetaucht und wieder im Dämmer bürgerlicher Existenz verschwunden.

Drittes Capitel.

„Was ist das Glück?" Frau von Oppel sah wieder in den Brief ihres Sohnes Aurel, küßte ihn und seufzte. Dieser, ihr Abgott, ihr Ebenbild, der nicht nur der Erbe ihrer geldigen Schönheit geworden, sondern auch in aufsteigender Linie ihre musikalische Begabung übernommen hatte, — es war ein Conflict zwischen ihnen.

Wie alle zärtlichen Mütter, denen nur ein einziges Kind geblieben, klammerte sie sich in überschwänglicher Sorgfalt und belastender Liebe an ihren Einzigen.

Zuerst hatte der zarte Knabe dies Alles wie Gottes Güte empfunden; allmählich, wie sein Körper erstarkte, wie sein großartiges Talent an Raum und Tiefe gewann, wurde die Rosenkette der Liebe oft zur drückenden Fessel. Sie lähmte seine Schwingen, sie erbettelte jeden freien Augenblick seine Gegenwart — unfähig, sich von dem geliebten Gatten zu trennen, aber ebenso unfähig, ihren Sohn zu entbehren, wurde Letzterer das Opfer, an Lehrer und Unterricht der Provinzialstadt gekettet, die er längst überflügelt hatte. Er sehnte sich nach einem allerersten Meister der Residenz, und blieb endlich auf sich allein angewiesen, auf Selbststudium.

In diesen letzten zwei Jahren, nachdem Frau von Oppel plötzlich Wittwe geworden, war Aurel gern und freudig ihr zur Seite daheim geblieben. Er widmete sich, ihr zur Liebe, sogar den Verleger-Geschäften ihres verstorbenen Gatten, übte, ordnete, wie ein praktischer Kaufmann, mit dem Bevollmächtigten alle Angelegenheiten und erzielte einen glänzenden Verkauf des berühmten Verlagsgeschäftes an eine Actiengesellschaft.

Nun war er frei, reich, reif für das Glück! Und dennoch — es ging noch immer in einem Trauerflor ihr Glück — sein Glück!

Als die Aerzte ihr Kairo für den Winter verordnet, bat